Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 24

Artikel: Sonne im Dunkel der Grossstadt

Autor: G.E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642323

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

türe schreitet: „Daß du mir mit keinem Schritte mehr in meine Nähe kommst!“ —

Eine halbe Stunde später polterte Bänzli, ein armselig Bündel Kleider unter dem Arm, die Treppe herunter und verließ den Hof, ohne sich nur einmal umzudrehen. Beim Schuhmacher-Fritz, einem alten, guten Bekannten, den er oft an Sonntagnachmittagen besucht hatte, fand er für die nächsten Tage Unterschlupf.

Kurz darauf brach in der ganzen Gegend die Grippe aus. Der Tod schritt ernst und schweigend durch das Dorf und holte seine Opfer. Jede Woche mußte man drei oder vier zu Grabe tragen. Bald hier, bald dort riß er eine Lücke. Auch den Großmattbauer, diese Fluh, bezwang er. Groß war die Klage. Siebzehn Kränze hatte er. Endlos schien der Trauerzug. Der mächtigste und reichste Mann im Dorf, wie eine gefällte Eiche, mitten aus dem Leben gerissen.

Um dieselbe Zeit lag in der alten Schuhmacherhütte am Rand des Dorfes auch ein altes, armes Knechtlein auf dem Krankenlager. Voll Müh' und Plage war sein Leben gewesen, und wenig Sonne hatte ihm geschienen. Nun kam der Tod als sein Erlöser und trug das alte Knechtlein sanft im Schlafe in ein schönes Land. Bäbeli, die Frau des Schuhmachers, wand ihm aus Feld-Margriten einen kleinen Kranz. Niemand als der Pfarrer und der Schuhmacher-Fritz gaben ihm das Geleite.

Und nun traf es sich, daß just der arme Bänzli neben den gewaltig reichen Großmattbauern zu liegen kam. Der ärmste und der reichste Mann im Dorf, beide haben gleichviel hier. Friedlich schlafen sie nebeneinander den langen, tiefen Schlaf, in demselben armen Fleckleín Erde.

Sonne im Dunkel der Großstadt.

Nun wäre man also wieder einmal in dieser berüchtigten Gegend. Hier will ich ein Kind besuchen, das mir nahesteht. Wie ich die Kleine antreffen werde, ist ungewiß. — Sie hat uns in ihren Schweizerferien viel Anhänglichkeit bewiesen.

Ich bin hier weit vom Zentrum weg. Die Lethargie des Nordens ist in ihrer Art niederschlagender als in der Leipzigerstraße das Jammerbild der Bettler, die mit ihren bitteren Fleheaugen die vorbeieilende Ueberleganz anhalten möchten. Hinter dem Schlesischen Bahnhof begegnen uns Luxus und Elend nicht in jenem aufreizenden Nebeneinander. Da ist im Hungern einer dem anderen gleich. Die jungen unbeschäftigten Burschen wenden sich etwa nach dem Kintopp, „Gratisvorstellung für Erwerbslose“ — in einem Palast, wo man wenigstens warm kriegt. Oder sie rotten sich zusammen und lassen wilde Reden los. Reif zum Losbruch das ganze Volk. Wer auf der Straße bleibt, verhungert.

So sieht die nächste Umgebung unserer jungen Freundin aus. Um vier Uhr nachmittags habe ich nach langem Irren die Straße gefunden. Der Winternebel von Berlin war heute Morgen einem dünnen Blau gewichen, das sich nun wieder in der frühen nordischen Dämmerung aufgibt, um einer Nebelnacht Raum zu lassen. Obschon es gestern und heute nicht mehr geregnet hat, ist der Hof zu Luzis Wohnung feucht. Die siebenstöckigen Häuser ringsum riechen faulig und sind feucht bis unter die schadhaften Dächer hinauf. Eine nachlässig gekleidete junge Frau klopft Teppiche auf einer Treppe. Sie verrichtet diese Arbeit schon im Dunkeln, während auf der Straße noch der melancholische Tag in den schleppenden Abend eingeht. Ich frage nach Luzis Mutter, Frau Janitzke, von der ich fast hoffen muß, sie nicht zu finden. Denn das bedeutete ja Arbeit! Mit den Flickereien vom letzten Jahr ist es nichts mehr. So müßte sie irgendwo außer Hauses beschäftigt sein. Doch das wird sich zeigen; mein Herz klopft. Die junge Frau mit den Teppichen weist mir müde den Weg, wie ein Mensch, der auf alle Fragen nur halb hinhört und es längst aufgab, noch irgend etwas zu überlegen.

Meine Füße tasteten in der Dunkelheit wie Hände. Auf einem Treppenabsatz, den ich im undichteren Dunkel spüre, tasten meine Hände eine Tür ab. Und sieh, wie die Augen sich nach einiger Zeit eingewöhnt haben, fallen ihnen die merkwürdigen Türschilder auf. Hier sind nicht schmierige Fetzen hingeklebt, oder schräg an einem Reißnagel hängende Papierabfälle, wie sonst etwa. Da gibt es im ersten Stockwerk zwei Messingschilder mit überraschend geschmackvoller Schrift. Und links lese ich einen Namen, den man sonst eher im Berliner Westen findet. Darunter „Dr. med.“. Wer auch der Träger des Namens sei, — ein Umzug von Charlottenburg oder Lichterfelde hat seine Abgründe.

Und jetzt werde ich mich weitertasten zum armen Unterschlupf der Luzi. Ja doch, die Mutter ist hier. Luzi noch nicht, sie wird später kommen. Frau Janitzke ist nicht aus dem Westen zugewandert, sondern gebürtig aus dieser Gegend; das sehe ich, sobald ich ihre Stimme höre und im Flur ihre eckigen Umrisse erkennen kann. Eine brave Frau, schwer, massiv, verschlossen und von herber Willenskraft. Zuerst stellte sie sich abwehrend vor die Finsterkeit. So ist es immer bei den armen Leuten. Sie verteidigen mit einer Art drohendem und hohem Stolz ihr Dunkel, an dem sie leiden. Auch Frau Janitzke hatte anfangs diese mißtrauisch unfreundliche Stimme, die ich mehr fühlte als hören konnte. Erstes Gefühl: Verteidigung, Revolte. Wir dürfen nicht leugnen, daß es Eindringlinge gibt, deren Wohltätigkeit zum Verabscheuen ist.

Als ich zu erkennen gebe, daß ich zu Luzis Pflegefamilie gehöre, hellt sich das Gesicht der Frau plötzlich auf; und ihre Stimme wird mit einem Schlag frei, wie sie von der Schweiz spricht. Sie führt mich in eine sauber gehaltene Stube, und ich muß im Flur aufpassen, daß ich nicht stolpere. Die Stube ist an diesem frostigen Tag ungeheizt. „Verzeihen Sie“, bittet die Frau. „Licht machen können wir natürlich jetzt nicht. Das ist ja alles so furchtbar teuer.“ Was ist da zu verzeihen? Ich bitte sie im Grund meines Herzens, mir zu verzeihen, daß ich daheim ein warmes Zimmer habe und Bergluft, Sonne und Stille ringsum.

Die Familie lebt in der ebenfalls ungeheizten Küche. Aber weil man hin und wieder nach erfolgreichem Stempelgeh'n auch etwas kochen kann, sind die Wände nicht ganz so ausgekältet wie drüben. Der Raum wirkt an sich nicht unfreundlich. Er ist weißgekalkt und sehr sauber. Nur treten die Hofmauern auch hier dicht vor die Fenster heran und verdunkeln alles. Die gute Frau will mir um jeden Preis Kaffee kochen, und ich darf's ihr nicht verwehren. Ein junger Erwerbsloser, der im engen Flur eine Schlafstelle hat und ab und zu auch Kostgänger ist, sitzt am Fenster und schaut stumpf vor sich nieder. Er richtet von unten herauf finstere Blicke auf mich. Ich kann den Kaffee unter diesen Blicken nicht zu Ende trinken.

Eine halbe Stunde später tritt Luzi herein. Ihre Heiterkeit durchbricht den schweigsamen Menschenkreis. Luzi ist das jüngste der drei Kinder. Die ältere Schwester kann hie und da Botengänge verrichten, und der Bruder möchte zur Reichswehr, aber es wird ihm kaum gelingen. Luzi Janitzke hat als Jüngste bei der Nählehrmeisterin allerhand Obliegenheiten zu verrichten, die die Kraft des heranwachsenden Kindes angreifen. Das ist nicht mehr die Luzi vom Sommer. Das Gesicht wurde in den vier Monaten Berlin schmäler und blasser. Nur die Bernsteinaugen, o Wunder, sind sonnenhell und weltoffen geblieben. Und nun hat sie wieder ein ganzes Winterende Berlin vor sich, und was fragwürdiger ist, das kommende Jahr in Berlin. — Mancherlei muß ich denken, während das liebe Kind mich, munter plaudernd, bei vollends eingebrochener Dunkelheit nach dem Schlesischen Bahnhof zurückbegleitet. Und dann, wie ich dem Stadtinnern zufahre, verschwindet es im Dunkel des Nordens, das sonnenhelle Kind armer Leute, das tags

über den Nähtisch gebückt sitzt, abends Bänke und Stühle des Werkraums auf die Tische stellt, wischt, Fäden aufliest und den Staub nimmt, dann Schachteln austrägt und endlich in dem Kreis liebender Menschen mündet: Einer Mutter, drei Kinder, die um die schwache Glut des Herdfeuers herumsitzen, während die Feuchtigkeit der Hofmauern vor den unverhüllten Fenstern in der Nacht erstarrt und das furchtbare Leben der Millionenstadt weitergeht. G. E.

Seeheimat.

Komm ich jüngsthin, fast ein Fremder,
Mondenheller Nacht inmitten,
Ueber hochwalddunkeln Hügel
Rüstig aus dem Tann geschritten.
Zauberschön ruh'n See und Städtlein,
Märchenduftig, mir zu Füßen.
Weich um Giebel und Kamine
Silberflimmerschleier fließen.
Andachtvoll hemm' ich den Fuß:
Liebe Heimat, Gott zum Gruß!

Unter wohlbekannten Dächern
Glimmen Lichtlein da und dorten.
Kranke wohl. — ach, traute Freunde,
Leid und Schmerz droh'n allerorten!
Könnt' die Liebe alles wenden,
Glaubt's, die meine würd' es bannen,
Risse weg die dunkeln Netze,
Die des Schicksals Nornen spannen:
Schmerz und Not, Leid und Verdruß ...
Liebe Nachbarn, Gott zum Gruß!

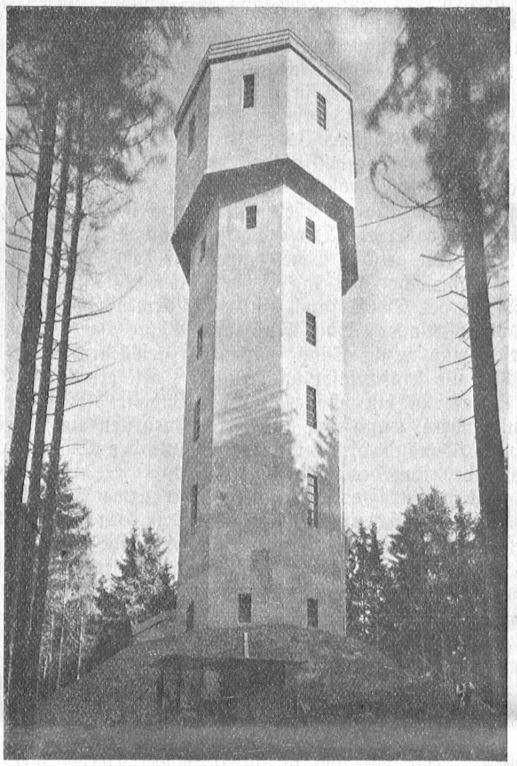
Dort am Fuß der Weinberghalde,
Ei, wie blinkt's schon zwischen Bäumen!
Muttertreu' wacht wohl und sorgt sich
Ob des Sohnes langem Säumen ...
Abwärts schreit' ich durch die Reben
Ueber rauhe Mauerstiegen.
Plötzlich Schritte. Und zwei liebe,
Alte Frauenarme schmiegen
Sich um mich. Ein warmer Kuß:
Liebe Mutter, Gott zum Gruß!

Robert Scheurer.

Die neue Gruppenwasserversorgung im solothurnischen Bezirk Wasseramt.

Schon seit einer Reihe von Jahren ließ die Versorgung eines Teiles des Bezirkes Wasseramt mit Wasser zu Trink- und Löschzwecken zu wünschen übrig. Aus diesem Grunde wurden bereits vor vielen Jahren Anstrengungen gemacht, um zu einer richtigen Wasserversorgung zu gelangen. Nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten haben sich im Laufe des Jahres 1930 die Gemeinden Aeschi, Bolken, Etziken, Horriwil, Hüniken, Hersiwil, Heinrichswil und Winistorf zusammengeschlossen und gründeten eine Gruppenwasserversorgungs-Genossenschaft äußeres Wasseramt. Gleichzeitig wurde die Projektierung und Bauleitung einer großzügigen Wasserversorgungsanlage dem Ingenieurbureau H. & E. Salzmann in Solothurn übertragen. Die Projektarbeiten und die Finanzierung wurden derart gefördert, daß mit den Bauarbeiten kurz nach Neujahr 1931 begonnen werden konnte. Im Herbst 1931 konnte die neue Wasserversorgung dem Betriebe übergeben werden und am 20. und 21. Mai fand die amtliche Kollaudation durch die staatlichen Organe statt.

Diese neue Gruppenwasserversorgung besteht aus der Grundwasserfassung mit Pumpwerk in Subingen, einem Trinkwasserreservoir von 650 Kubikmeter Inhalt mit aufgebautem Wasserturm und Feuerlöschreserve von 200 Kubikmeter Inhalt und einem Hauptrohrnetz von rund 24,000



Der 35 Meter hohe Wasserturm auf dem „Fuchsbruch" bei Etziken.

Meter Länge. Im Pumpwerk in Subingen sind vorläufig zwei Hochdruckzentrifugalpumpen von je 1000 Minutenliter Leistung eingebaut, die mit zwei Drehstrommotoren von je 45 PS Kapazität direkt gekuppelt sind. Der Betrieb dieses Pumpwerkes erfolgt vollständig automatisch. Vom Pumpwerk Subingen aus wird das Wasser in das auf dem höchsten Punkt des Versorgungsgebietes gelegenen Trinkwasserreservoirs gefördert, dasselbe befindet sich auf dem sogenannten „Fuchsbruch", südlich Etziken. Ueber dem Reservoir wurde die Erstellung eines 35 Meter hohen Wasserturmes zur Unterbringung der Feuerlöschreserve von 200 Kubikmeter Inhalt notwendig. Im Wasserturm selbst befindet sich ein zweites Pumpwerk zur Förderung des Wassers in die Feuerlöschreserve. Von der Terrasse des Wasserturmes, welcher ganz in Eisenbeton erstellt ist, genießt man eine wunderbare Fernsicht auf den Jura, das Mittelland und die Alpen. Die ganze Anlage ist derart ausgebaut, daß später ohne Schwierigkeiten noch weitere Gemeinden angeschlossen werden können. Bereits hat die Gruppenwasserversorgungs-Genossenschaft der acht bernischen Gemeinden an der untern Oenz Anschluß an diese neue, modern eingerichtete Wasserversorgungsanlage erhalten.

Die bei der amtlichen Kollaudation vorgenommenen Druckproben haben überaus günstige Resultate ergeben, womit der Beweis erbracht wurde, daß die ganze Anlage technisch vollkommen gelungen ist. Das gesamte Werk kostet rund Fr. 700,000 und die Kosten entsprechen genau dem seinerzeit durch das Ingenieurbureau Salzmann in Solothurn aufgestellten Voranschlage. Damit haben sämtliche Gemeinden des äußern Wasseramtes eine gute und für alle Zeiten ausreichende Wasserversorgungsanlage erhalten. J. S.